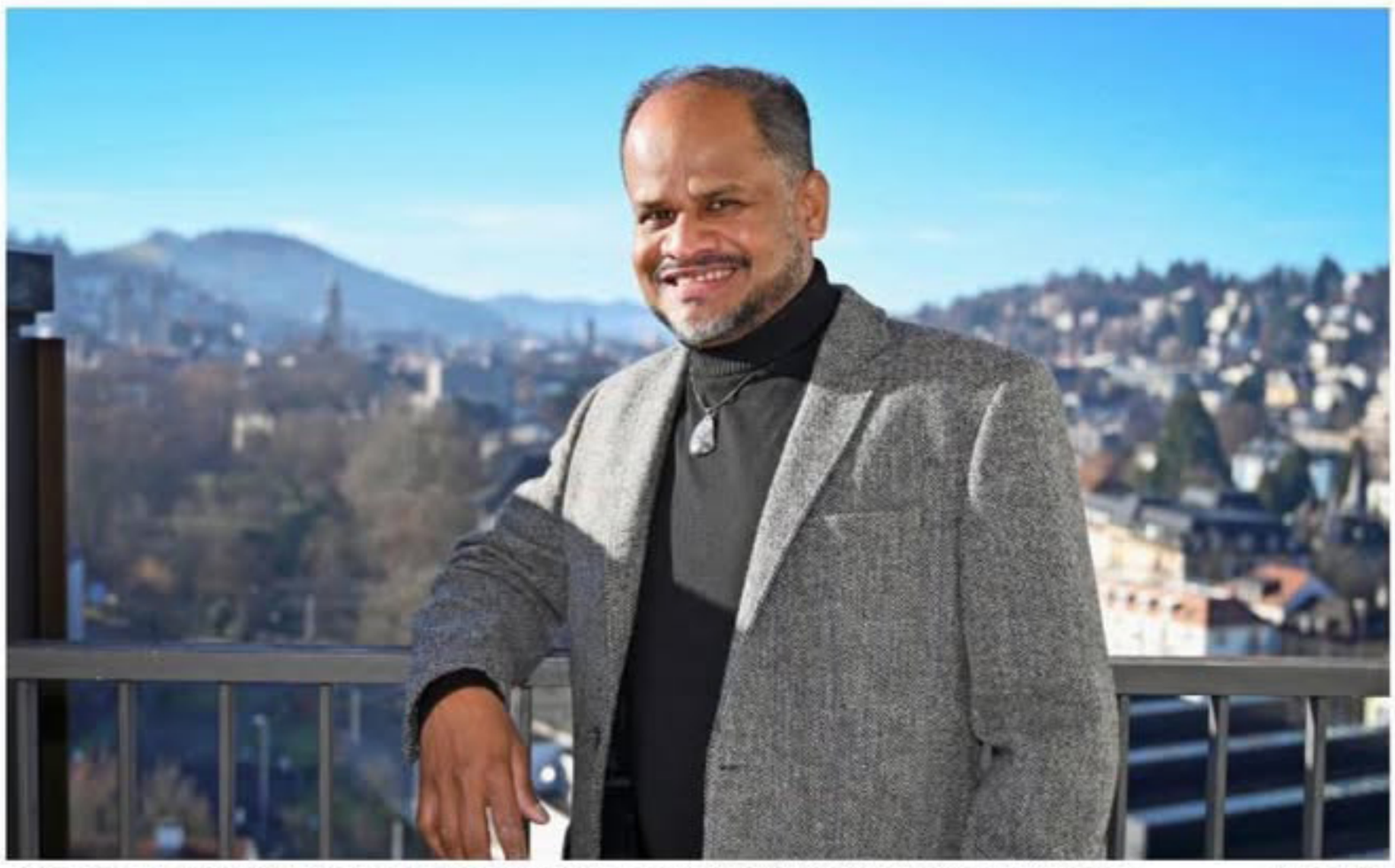
Vom Papierlosen zum Präsidenten

Jeyakumar Thurairajah ist vor 38 Jahren in die Schweiz geflüchtet. Nun steht dem Grünen die Wahl zum höchsten Stadtsanktgaller bevor.

Christina Weder

Ohne Papiere, ohne Ausbildung und fast ohne Gepäck: So flüchtet Jeyakumar Thurairajah 1988 in die Schweiz. Er ist 18 Jahre alt. Die Behörden teilen ihn der Stadt St. Gallen zu. Im Winter kommt er an – alles ist grau, kalt und fremd. Thurairajah ist damals seit fünf Jahren auf der Flucht. In Sri Lanka tobt der Bürgerkrieg. Seine Familie muss er zurücklassen.

Heute – fast 38 Jahre später – sagt er: «St. Gallen ist mein Zuhause geworden.» Auf einer Terrasse des Kantonsspitals posiert er für den Fotografen. Er hat diesen Platz bewusst ausgesucht. Weil das Kantonsspital in seiner Geschichte eine besondere Rolle spielt. Und weil er den Blick über die Dächer liebt. Ende Januar steht ihm die Wahl zum Präsidenten des Stadtparlaments und somit zum höchsten Stadtsanktgaller bevor.



Jekumar Thurairajah liebt den Blick von der Terrasse des Kantonsspitals: «St. Gallen ist mein Zuhause geworden.» Bild: Ralph Ribi

Am meisten Geld für Deutschkurse

Für ihn, der einst als Papierloser nach St. Gallen kam und seit bald zehn Jahren für die Grünen im Stadtparlament sitzt, sei das eine Ehre, sagt der bald 56-Jährige mit tamilischen Wurzeln. In seiner ersten Heimat, in die er nie wieder zurückgekehrt ist, würden Menschenrechte oft mit Füssen getreten. «In St. Gallen dagegen habe ich die Möglichkeit, mich politisch einzubringen und mitzuwirken.»

Doch der Weg dahin war voller Hürden. Thurairajah, seit 2011 eingebürgert, erinnert sich an die ersten Sätze, die er auf Deutsch lernte: «Guten Tag, ich bin Flüchtling aus Sri Lanka. Haben Sie Arbeit für mich?» Er beginnt als Tellerwäscher, wird Putzmann am Kantonsspital und reinigt sämtliche Abteilungen – vom Gebärsaal bis zur Pathologie. Abends besucht er Deutschkurse. «Für nichts anderes habe ich damals mehr Geld ausgegeben.» Mehr als sieben Jahre zieht sich sein Asylverfahren hin. Der Entscheid fällt zunächst negativ aus. Doch weil eine Rückkehr als unzumutbar gilt, wird Thurairajah vorläufig aufgenommen.

Erst dank eines Härtefallgesuchs und seiner guten Integration erhält er die Aufenthaltsbewilligung. «Eine Erleichterung», sagt er. Nun kann er eine Ausbildung anpacken. Er arbeitet sich vom Hilfspfleger über den Pflegefachmann zum Teamleiter hoch und wird schliesslich Dialysepfleger am Kantonsspital. Von seinen Patientinnen und Patienten lernt er viel über Sprache, Kultur, Politik und Geschichte der Schweiz. Und er merkt: Seine Arbeit wird geschätzt.

Doch dann wird bei ihm eine allergische Reaktion auf Desinfektionsmittel und Medikamente der Dialyseabteilung diagnostiziert. Im Herbst vor einem Jahr muss Thurairajah seine Arbeit aufgeben. Er lässt sich umschulen und erhält am Kantonsspital eine befristete Stelle als Austritts- und Sozialberater. Ende November hatte er seinen letzten Arbeitstag. Jetzt ist er auf Stellensuche. Am liebsten würde er als Gesundheitsberater mit Betagten oder Jugendlichen arbeiten, sagt er.

Thurairajah erzählt seine Geschichte an einem Tisch in der zentralen Eingangshalle des Kantonsspitals, zwischen Pflegepersonal, Besuchern und Patientinnen. Immer wieder winkt er einem bekannten Gesicht zu. Er spricht ruhig, wirkt freundlich und bescheiden, ist aber beharrlich in der Sache. «Ohne meine Hartnäckigkeit wäre ich nicht so weit gekommen», sagt Thurairajah. Er hat einen langen Atem. Den braucht er auch für sein Hobby: Halbmarathons. Er trainiert im Grünen Ring, lebt im Quartier Heiligkreuz, hat einen 19-jährigen Sohn und eine 25-jährige Tochter. Und engagiert sich vielseitig – in der tamilischen Gemeinschaft, in der Jugi des Turnvereins und in der Politik.

Einsatz gegen Rassismus und Ausschaffung

Im Stadtparlament drängt er sich nicht in den Vordergrund. «Ich muss nicht zu allem meinen Senf geben», sagt er. Den Schwerpunkt setzt er bei Integrationsfragen. Er will jene über 30 Prozent der Stadtbevölkerung vertreten, die keinen Schweizer Pass haben, kämpft gegen Rassismus und Ausschaffungen, fordert tiefere Hürden für Einbürgerungen und mehr Mittel für Deutschkurse.

Zudem setzt er sich dafür ein, dass vorläufig aufgenommene Flüchtlinge als Hilfskräfte in der Pflege eingesetzt werden – als Antwort auf den Fachkräftemangel. Auch die Förderung von Kindern liege ihm am Herzen, sagt er. «In meiner Jugend war ich oft allein und ohne Begleitung.»

Sowieso lautet ein Motto von Thurairajah: «Mut tut gut». Deshalb will er es wagen und 2026 das Präsidium übernehmen. Auch wenn er weiss, dass ihm das nicht alle Ratsmitglieder zutrauen. Der Grund: Er spricht fliessend Schweizerdeutsch, aber nur gebrochen Hochdeutsch, wie es im Parlament verwendet wird. Das wurde zum Thema, als ihn seine Fraktion vor einem Jahr als Vizepräsident vorschlug. Die Frage stand im Raum, ob seine Deutschkenntnisse für das Amt ausreichen. Schliesslich leitet er als Ratspräsident Debatten – eine anspruchsvolle Aufgabe.

Thurairajah lässt sich davon nicht beirren. «In 35 Jahren habe ich mir eine Haut zugelegt, so dick wie die eines Elefanten», sagt er. Und schliesslich treffe die Kritik nicht nur ihn. Selbst Bundesräte wie Guy Parmelin hätten sich schon wegen ihrer mässigen Deutschkenntnisse rechtfertigen müssen.

Er sieht es als «Challenge». In seinem Jahr als Vizepräsident hat er sich vorbereitet, seiner Vorgängerin Jacqueline Gasser-Beck von den Grünliberalen über die Schulter geschaut und sich auch von seinen erwachsenen Kindern Tipps geben lassen. Zudem habe er so viel Zuspruch von allen Seiten bekommen wie nie zuvor.

«Man muss bellen können»

Die Wahl findet in der ersten Parlamentssitzung am 20. Januar statt. Dann wird Thurairajah voraussichtlich zuvorderst im Waaghaussaal sitzen. Im Mittelpunkt zu stehen, sei für ihn ungewohnt. «Aber es gehört dazu», sagt er. Sein Ziel: speditiv durch die Sitzungen führen, kurze Voten fördern und einen respektvollen Umgang pflegen. Als höchster Stadtsanktgaller wird er zudem zahlreiche Anlässe besuchen, für die er bisher wegen Früh-, Spät- und Wochenenddiensten kaum Zeit hatte.

Er freue sich und sei zugleich nervös. «Mit nichts bin ich gekommen, bald werde ich Präsident des Stadtparlaments. Das erfüllt mich mit Stolz und Dankbarkeit.» Politisch habe er damit den Höhepunkt erreicht. Sportlich dagegen setzt sich der Halbmarathon-Läufer ein neues Ziel: «Nach meinem Amtsjahr schaffe ich hoffentlich auch einen ganzen Marathon.»

Der älteste Wirt der Stadt hört auf

Werner Locher schliesst sein Restaurant Bauhof im Linsebühl-Quartier. «Wegen meiner Gesundheit, nicht wegen meines Alters», sagt er.

Sandro Büchler

Noch im März dachte Werner Locher nicht ans Aufhören. Der älteste Gastwirt der Stadt St. Gallen wirtete und wirtete im Restaurant Bauhof im Linsebühl-Quartier. «Im Herbst gab es einen ‹Chlapf›», sagt der 94-Jährige. Lochers Gesundheit macht nicht mehr mit. Er zählt auf: Gallenstein, Lungenentzündung, Herzschrittmacher, die schmerzende Hüfte. Kurz vor Weihnachten stürzt der Gastronom auch noch zu Hause und verletzt sich.

Locher, der noch vor einem Jahr oft 18 Stunden am Tag arbeitete, kann nicht mehr. «Ich habe keine Kraft mehr.» Zehn Minuten Stehen ist ihm nicht mehr möglich. Der 94-Jährige muss sich beim Gehen auf Krücken stützen. Deshalb höre er auf. «Nicht wegen meines Alters. Im Kopf ist noch alles gut. Es geht einfach nicht mehr», sagt er gefasst.

Seit 69 Jahren im Quartier

Nun schliesst der «Bauhof». Heute ist der letzte Abend. Ab 17 Uhr ist Austrinkete. Noch einmal wird Locher seine vielen Stammgäste in der Beiz begrüssen. «Sie bedeutete für mich das Leben.» Er könne nicht sein ohne Leute um ihn herum, sagt Locher. Die Erkenntnis, dass es nun vorbei sein soll, sei «der schlimmste Moment» gewesen.

Locher war lange Metzger. Er heiratet, kommt 1957 ins Linsebühl und betreibt eine Metzgerei mit seiner Frau zusammen. Als sie stirbt, verändert sich Locher. Er wird Gastronom und eröffnet vor 25 Jahren den «Bauhof». 69 Jahre ist er dem Quartier treu geblieben.

Das Aus für das Restaurant sei auch ein Verlust fürs Linsebühl, sagt Locher. Qualität zu günstigen Preisen, das war stets sein Credo. «Hier gibt es alles vom Wurstsalat bis zum Filet», so der 94-Jährige. Was aus dem Gastrolokal wird, sei völlig offen. Locher kennt die Pläne der Vermieterin nicht. Auch sein Sohn Peter übernehme den Betrieb nicht. Er sei zwar ein begnadeter Hobbykoch, sagt Locher. Aber in Vaters gastronomische Fussstapfen wolle sein Sohn nach einem intensiven Arbeitsleben nicht treten.

«Ich hoffe, die Gäste finden anderswo Unterschlupf»

Nun bereitet Lochers Sohn alles vor für den letzten Abend. Im Garten hat er ein Zelt für die Raucher aufgestellt. Drinnen wischt er den Boden feucht. Alles soll bereit sein. Wie Werner Locher sich verabschieden will, weiss er nicht. Er lasse sich überraschen. «Ich bin planlos. Ich nehme es einfach, wie es kommt. So habe ich das schon immer gemacht.» Aber er sei froh, dass nicht er, sondern der Junior das letzte Bier ausschenke und den Schlüssel zum allerletzten Mal drehen werde. Es werden für ihn ohnehin emotionale Stunden, da ist sich Locher sicher.

Werner Locher hört auf. Heute empfängt er zum letzten Mal Gäste im «Bauhof» im Linsebühl. Bild: Michel Canonica

Dass er jetzt als Gastwirt aufhören müsse, habe er sich lange nicht eingestehen wollen. «Aber auch meine lieben Gäste sehen und erkennen, dass es so nicht mehr geht.» Gerade deshalb schmerze der Abschied. Nicht nur Locher, sondern auch seine Stammgäste, die teils von weit her kommen.

Er hoffe, dass sie in anderen Beizen einen guten Unterschlupf finden. Was will Locher noch sagen? Er zögert keine Sekunde und sagt: «Ich wünsche meinen Gästen alles Gute.» Im Augenwinkel des Vollblutgastronomen glitzert eine Träne. Locher wischt sie mit dem Ärmel weg.